

# Die Entwicklung der Landwirtschaft

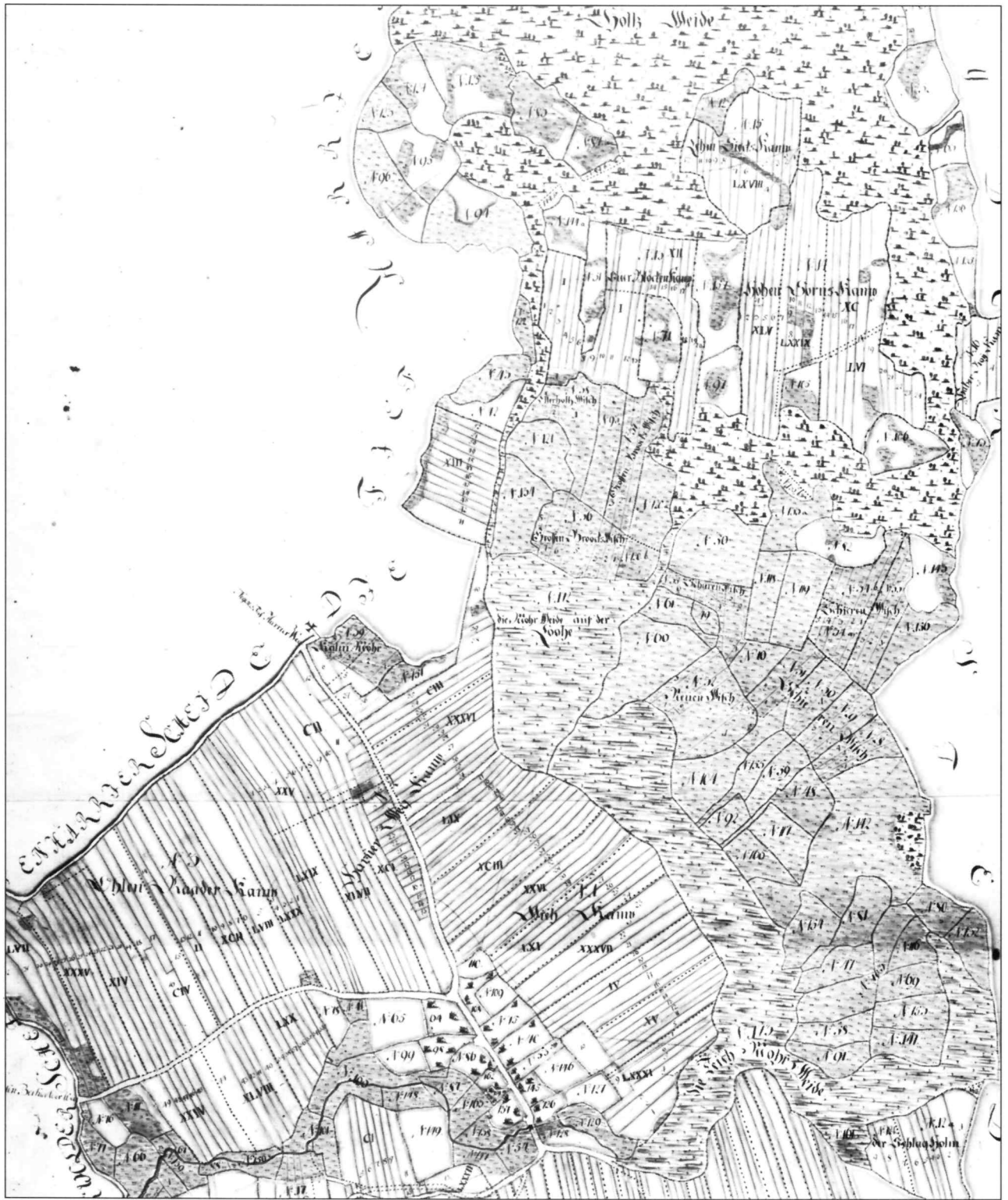
Unsere Vorfahren lebten als ursprünglich freie Menschen. Sie waren Jäger, Fischer und in gewissem Sinne auch schon Bauern. Im Laufe der Jahrhunderte entwickelte sich das System der Feldgemeinschaft. Ein Herrschaftssystem wie später kannten die Menschen noch nicht. Für sie gab es nur die Dorfgemeinschaft. Das wurde anders, als um 800 Karl der Große die nordelbischen Stämme unter seine Herrschaft bringen wollte und in den damit verbundenen Kämpfen slawische Stämme hier eindringen. Im Jahre 1111 wurde der Graf Adolf von Schauenburg hier als Landesherr eingesetzt. Er forderte seine Untertanen zum Kampf gegen die Slawen auf und befreite das Land von ihnen. Die Männer, die sich in diesen Kämpfen besonders bewährt hatten, wurden zu Rittern ernannt und mit großen Ländereien belohnt. Ein solcher Ritter war auch *Thietbern von Wackenbek*, der in der Topographie des Landkreises Kiel von J. Erichsen 1898 genannt wird. Sein Name wird 1220 zum erstenmal erwähnt. Dieser Ritter vergab seine Ländereien an Bauern, die ihm hörig waren und Abgaben an ihn zu zahlen hatten, meistens in Form von Naturalien. Die Bauern hatten ihre Freiheit verloren. Sie durften nicht mehr frei jagen, fischen und holzen. Alle diese Rechte waren von dem Landesherrn an die Ritter übergeben. Das Interesse der Bauern an ihrer Arbeit, an der Ernte und der Entwicklung ihres vom Landesherrn geliehenen Betriebes war nicht mehr da. So blieben die Viehzucht, die Bodenbearbeitung, die Technik lange Zeiten auf dem überlieferten Stand. Über viele Jahrhunderte des Mittelalters blieben die Bauern ein unterdrückter, unfreier Stand.

*Das Eigentum des Bauern* beschränkte sich auf sein Haus und den dazugehörigen Hofplatz. Das, was früher gemeinsamer Besitz aller Bauern war, die große Feldgemeinschaft, war jetzt Eigentum des Landesherrn. Die Feldgemeinschaft hatte auch die Bauern nicht herausgefordert, fleißiger zu arbeiten, mehr zu erwirtschaften, denn jedes

Jahr wurden dem Bauern durch Los seine Anteile an der Feldgemeinschaft zugeteilt. So opferte keiner mehr an Arbeit und Mühe und Dünger für die einzelnen Streifen, als es die Dorfgemeinschaft unbedingt forderte. Auch der tüchtigste Bauer konnte seinen Ertrag nicht steigern, jede Mühe lohnte sich nicht. Das allgemeine Niveau des Ackerbaus wurde nicht von den tüchtigen und fleißigen Bauern bestimmt, sondern von den faulen und unfähigen. Das führte schon früh zu Zwistigkeiten in der Dorfgemeinschaft und zur teilweisen Aufhebung des Flurzwanges. Die Bauern erkannten auch mehr und mehr, daß die Aufteilung der Feldmark in viele kleine und schmale Streifen, die dann auch noch weit auseinander und zerstreut lagen, unsinnig und die Bearbeitung außerordentlich mühselig und zeitraubend sei. Eine Vorstellung dieser Fluraufteilung gibt die *Flurkarte der Gemeinde Wattenbek aus dem Jahre 1766*. Daraus ist ersichtlich, das z. B. der „Viehkamp“ damals in 47 Parzellen aufgeteilt war, von denen zehn Bauern des Dorfes je vier bis sechs auseinanderliegende Parzellen zu bestellen hatten. Diese hatten zum Teil nur eine Breite von wenigen Metern.

Die Aufteilung der Flur und der Flurzwang waren also ein großes Übel, welches die Entwicklung der Landwirtschaft auch in unserem Raum total verhinderte. Die Regierung in Schleswig-Holstein wollte diesen Mißstand beseitigen. Um 1780 wirkte sie auf die Dorfgemeinschaft ein, das gemeinsame Land aufzuteilen und es den Bauern als Eigentum zuzuteilen. Dieses Vorhaben ist als „*Verkoppelung*“ in die Geschichte eingegangen und hat eine entscheidende Bedeutung für die Landwirtschaft bekommen. Im Zusammenhang damit endete auch die *Leibeigenschaft* der Bauern. Die Bauern wurden ein freier Stand.

Im Amte Bordsesdahl war es *Caspar von Saldern*, der schon 1768 den Anfang mit der Neuverteilung der Ländereien machte. Die entsprechenden „Dokumente“ enthielten u. a. die Bestimmungen,



Die erste Flurkarte (Ausschnitt) von Wattenbek aus dem Jahre 1766

daß jeder Bauer sieben bis acht Koppeln, kein Hufner weniger als 50 Tonnen, keiner mehr als 100 Tonnen Land erhalten sollte. Über die Verteilung der Flächen gab es natürlich lange Streitereien. So kam es, daß die einzelnen Koppeln eines Hufners auch in Wattenbek weit auseinander und verstreut lagen. Das ist bis heute bis auf einige privat betriebene Flurbereinigungsmaßnahmen so geblieben. Der gewaltige Unterschied in der Fluraufteilung vor und nach der Verkoppelung ist aus den Flurkarten von 1766 und 1870 zu erkennen. Durch diese Regelung der Besitzverhältnisse war das Interesse an einer intensiven Bewirtschaftung enorm gestiegen.

Durch die *Aufhebung der Feldgemeinschaft* und die Durchführung der Verkoppelung erhielt unsere Landschaft durch die Anlage der Knicks ihr ganz besonderes Merkmal. Die Hufner begannen, ihre Koppeln mit Erdwällen einzufriedigen, welche sie zur Befestigung mit vielen Straucharten bepflanzten. Die sandigen Flächen unserer Feldmark bekamen dadurch einen besonderen Windschutz. Woher der Name „*Knick*“ stammt, ist wohl nicht genau zu erklären. Vielleicht ist er abgeleitet aus der Tätigkeit des „*Knickens*“, das heißt, alle sieben bis acht Jahre wird das Buschholz auf den Erdwällen abgeholzt, geknickt. Deshalb findet man auch nur Laubholz auf den Knicks, es wächst nach dem Knicken ohne Schaden wieder nach. Man wird nie einen mit Nadelhölzern bestandenen Knick finden.

Das Buschholz aus den Knicks wurde zu einem wertvollen Heizungsmaterial. Es wurde früher mit der Hand zerkleinert, eine mühevollen, tagelange Arbeit. Auf den Höfen sammelten sich so riesige Buschhaufen. Der Küchenherd wurde damit beheizt. Der große Buschholzkasten stand neben ihm und wurde täglich nachgefüllt. Auch für das Anheizen der Kachelöfen in den Wohnstuben diente das Buschholz.

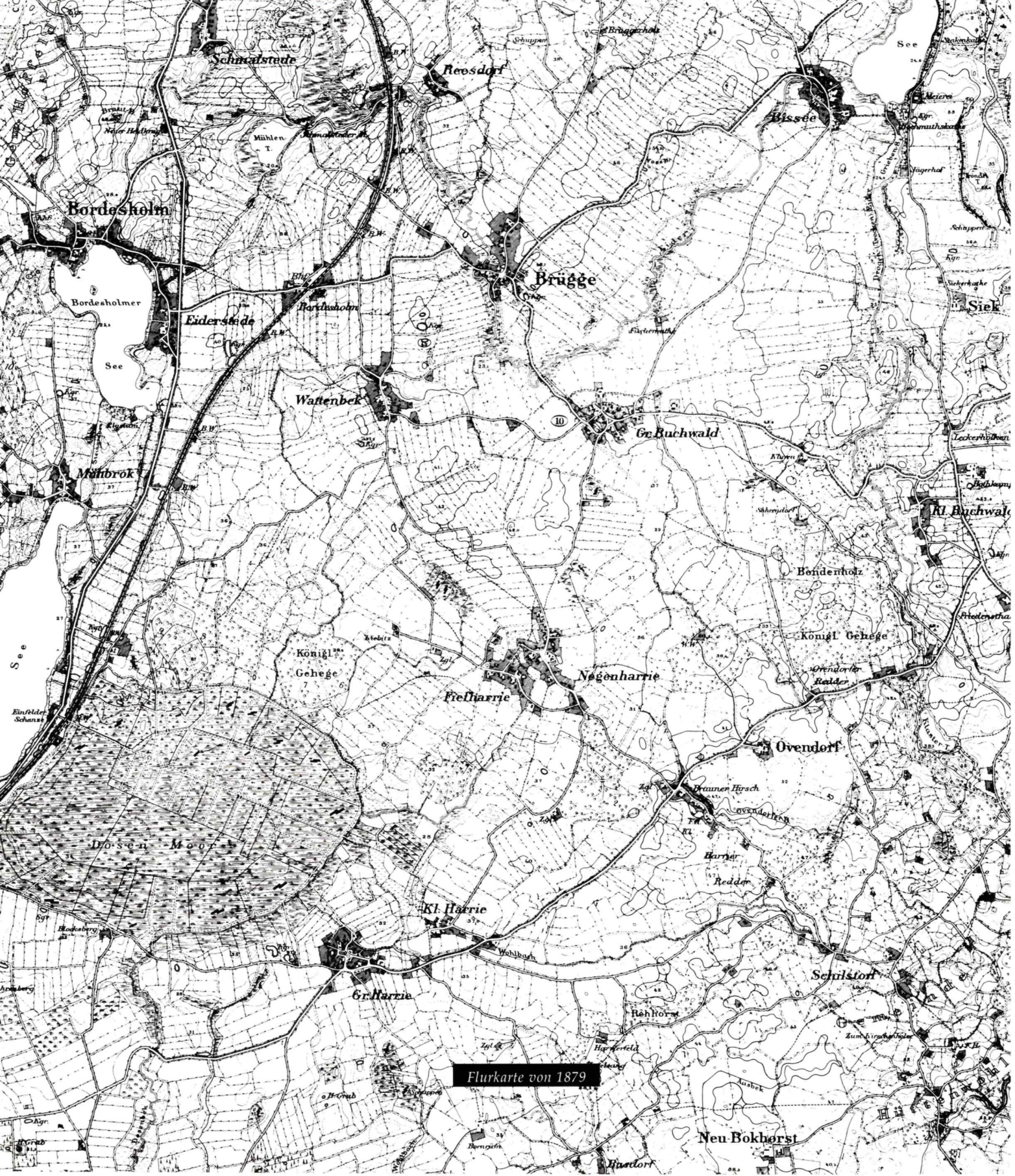
Später erfand man den „*Buschhacker*“, eine Maschine, welche von Feld zu Feld, später von Hof zu Hof gezogen wurde und die Arbeit des Zerkleinerns verrichtete. Heute wissen die Bauern mit dem Knickholz kaum noch etwas anzufangen. Gas und elektrischer Strom haben das Na-



Varendorfsche Karte um 1790

turprodukt Holz überflüssig gemacht. Die Knicks stehen heute unter Naturschutz, aber das „*Knicken*“ muß auch weiterhin erfolgen.

Um ihre Koppeln bodenmäßig zu verbessern, fuhren die Bauern *Mergel* auf ihre Felder und sorgten für die *Entwässerung* der Feuchtgebiete. Die intensive Bodenbearbeitung führte zu höheren Ackererträgen. Während man um 1700 vom Roggen das Fünffache, vom Hafer das Dreifache





Flurkarte von 1977

und vom Buchweizen das Sechsfache der Aussaat geerntet hatte, steigerten sich die Erträge bis 1850 beim Roggen auf das Zwölffache, beim Hafer und Buchweizen auf das Vierzehnfache.

Aber auch in anderen Bereichen brachte die allgemeine Entwicklung bedeutende Veränderungen für das Dorf. Während früher die Häuser mit Stroh gedeckt wurden, ging man nach Einführung der Häckselmaschine dazu über, statt des jetzt so wertvoll gewordenen Futtermittels Stroh die Häuser mit Reet zu decken. Davon boten die Feuchtgebiete und die kleinen und großen Gewässer genug. Als Baumaterial für die Häuser dienten zur Hauptsache Lehm und Holz. Die Fenster hielt man recht klein, denn Glas war früher ein sehr teurer Werkstoff. Auch Eisen war knapp und teuer. So blieb das Holz der billigste Baustoff. Damit betrieb man in den Wäldern einen derartigen Raubbau, daß die Wattenbeker Bauern 1839 eine Art *Waldgenossenschaft* gründeten, um den Wald zu schützen. Ein Grund für die Gründung war auch die Tatsache, daß den Bauern die Kenntnisse für die Waldpflege fehlten. Sie nutzten und pflegten ihre Waldstücke sehr verschieden. Als durch königlichen Erlaß im Jahre 1803 den Bauern ein Stück „Bondenholz“ abgabefrei zur Verfügung gestellt wurde, nutzten einige Hufner den neuen Besitz für eine ergiebige Geldquelle. Die vier bis fünf Tonnen großen Parzellen boten dazu eine gute Möglichkeit, zumal die königlichen Wälder fachmännisch betrieben wurden. Noch heute grenzt das staatliche Waldgebiet an den damals abgetrennten Bauernwald.

Die Statuten der Waldgenossenschaft von 1839 waren sehr streng. Die wichtigsten waren diese, die Georg Hansen in seinem Buch „Das Amt Bordesholm“ wie folgt aufzählt:

„1. Die Holzanweisungen werden alljährlich im November vorgenommen, und wer auf seinem Part mehr hauet, als ihm angewiesen worden, zahlt eine Geldstrafe.

2. Im Monat November wird zugleich eine allgemeine Besichtigung des Holzes in Betreff der Befriedigungen, Wege, Siele, Abzugsgräben, Fahrhecken und Forstculturen vorgenommen.

3. Jeder unterhält die Befriedigungen soweit sein Anteil reicht; innerhalb derselben ist das Holz auf einer Strecke von 6 Fuß von dem Walle zu räumen und stets so zu beschneiden, daß der Knickwall gegen den Tropfenfall geschützt ist.

4.–5. . . .

6. Die Bepflanzung von Brüchen und Blößen wird dem Einzelnen nur anempfohlen, nicht geboten; wer aber die sonst beschlossenen Arbeiten nicht zu rechter Zeit ausführt, auf dessen Rechnung werden sie durch Tagelöhner vorgenommen.

7. –

8. Nach einer bestimmten Reihenfolge hat jeder Interessent eine specielle Aufsicht, namentlich auch mit Rücksicht auf Diebereien, entweder selber, oder durch einen seiner Hausgenossen täglich zu führen. Jeder Interessent ist verpflichtet, bemerkte Frevler und verdächtige Personen anzuzeigen. Für die sichere Anzeige eines Forstfrevlers wird eine Belohnung versprochen und das Schüttgeld auf 16 Sch. per Stück Rindvieh und 4 Sch. per Schaf festgesetzt. Alle angezeigten Holzfrevler hat der p. t. Vorsteher der Bondenholzgemeinde beim Amtshaus einzubringen.“

Der außerordentlich schlechte Zustand des Wattenbeker Bondengehölzes hatte zu diesen strengen Maßnahmen geführt. Da die Grenzen zwischen den einzelnen Parts durch rücksichtsloses Abholzen völlig verwischt waren, mußten diese neu gezogen werden. Es waren schon wenige Jahre nach Zuteilung des Bondenholzes im Jahre 1803 mehrere Prozesse wegen einzelner gefällter Bäume im Grenzstreifen geführt worden.

Die Wattenbeker Statuten für das Bondenholz wurden vorbildlich für andere Dörfer.

Eine wirtschaftliche Bedeutung gewannen die Bauernwälder erst nach mehreren Jahrzehnten, als die Statuten sich auswirkten. Bau- und Nutzholz fiel zuerst nicht viel an. Brennholz wurde nicht viel benötigt, weil *Torf* das wichtigste Brennmaterial war. Die Hufner und „andere kleine Leute“ versorgten sich damit auf dem Dosenmoor. Besondere Vorschriften für den Torfabbau gab es hier nicht. So nutzte jeder seine Berechtigung radikal aus, jeder grub da, wo er Platz fand,



*Landschaft am Dosenmoor*



und so viel, wie er konnte. Es ging ebenso wild zu wie früher in den Wäldern. An eine Bewirtschaftung des Moores, an die Zukunft dachte niemand.

Das Torfstechen war eine harte Arbeit, die die ganze Familie, den ganzen Betrieb in Anspruch nahm. Die Arbeit begann im Mai mit dem Abdecken der Oberschicht und setzte sich dann fort mit dem Torfstechen. Dazu gab es ein besonderes Arbeitsgerät, einen schmalen Stechspaten, mit dem die Torfsoden gestochen wurden. Ein tüchtiger Mann schaffte davon am Tage bis 7000 Stück. Diese Soden mußten dann auf trockenes Gebiet getragen oder gekarrt werden, wo sie zum Trocknen aufgestapelt wurden. Von Zeit zu Zeit mußten sie umgestapelt werden, bis sie in vier bis sechs Wochen so trocken waren, daß man sie in mühevoller Arbeit auf den ausgefahrenen Feldwegen nach Hause transportierte.

1830 war es mit dem wilden Treiben im Moor zu Ende. Für das Dosenmoor wurden „Regulative“ herausgegeben. Darin waren Entwässerungsarbeiten und die Anlegung und Unterhaltung von Wegen im Moor vorgeschrieben sowie besondere Vorschriften für den Termin und das Verfahren beim Torfstechen angegeben. Ein abgebautes Moorstück mußte jetzt planiert werden. Vieh durfte nicht auf das Moor getrieben werden, damit die Entwässerungsgräben nicht zugetrampelt wurden. Das Viehtreiben im Moor war ohnehin mit großen Gefahren verbunden. Manches Stück Vieh ist damals im Moor versunken. Außerdem war das Futter, welches das Vieh im Moor fand, ungesund, es führte zu „Blutharn“, woran die Tiere dann eingingen.

Der Torf wurde deshalb in großen Mengen abgebaut, weil sich damit ein florierender Handel betreiben ließ. Die Wattenbeker Hufner hatten ihre Kunden in den nahegelegenen Städten Neumünster und Preetz. Bei dem Torfhandel entwickelten sie besondere Tricks. So lud man den Torf auf Wagen mit kleiner Ladefläche, denn Fuder galt als Fuder. Den Innenteil des Fuders packte man mit leichtem Torf voll und „umrahmte“ diese Ladung mit schwerem, schwarzem Torf. Beim Verkauf ab Moor handelte man immer um 1000 So-

den, aber bei der Lieferung zählte keiner nach, das wußten unsere Torfhändler. Mit dem Torfhandel waren sehr viel Zeitaufwand und Mühen verbunden. Für den Transport in die Stadt mußte immer ein voller Tag gerechnet werden. Aber die Hufner waren auf die Einnahmen angewiesen, und das Geschäft lohnte sich auch.

„Wackenbek“, wie es 1725 hieß, gehörte zu den ärmsten Dörfern des Amtes Bordesholm. Das stellt Georg Hansen aufgrund der ersten katasterlichen Vermessungen im Amt fest, welche damals erfolgten. Damit verbunden war eine Klassifizierung aller Hufnerstellen. Mit Wattenbek standen damals Schmalstede, Mühbrook, Grevenkrug und Eiderstede auf einer Stufe. Zu den reichsten Dörfern des Amtes gehörten Groß Buchwald, Blumenthal, Fief- und Negenharrie und Bisse. Für die Klassifizierung waren folgende Punkte entscheidend: die Güte der Bodenflächen und der Waldungen, die Nähe der Märkte oder anderer Absatzplätze, welche Gelegenheit zu Nebenverdiensten durch Transportfahren aller Art boten. Entsprechend wurde auch der Wert einer Hufe eingestuft. Dafür waren wieder der Zustand der bebauten Flächen und der Gebäude sowie die Erträge und die Lasten von Altenteilslieferungen ausschlaggebend. Der Wert einer Hufe in Wattenbek gegenüber einer solchen in den reicheren Dörfern lag etwa im Verhältnis 1:3.

Die Erträge einer Hufe ergaben sich aus der Milchviehhaltung, dem Ackerbau, dem Holz- und Torfverkauf, aus dem Vieh- und Pferdehandel, aus der Geflügelmästerei verschiedenster Art und aus anderen kleinen Einnahmen. Die Hufner hielten sich – nach Georg Hansen – auf ihren Höfen alle zu einem Bauernhof gehörenden Tiere. Der Viehbestand bildete die Hauptgrundlage für die Milchwirtschaft, von einer rechten Viehzucht konnte dabei allerdings keine Rede sein. Ebenso war es bei den Pferden. Man hielt mehrere kräftige und ausdauernde Ackerpferde und, je nach Besitzgröße, zwei „Staatspferde“ für die Kutsche als Repräsentationsmerkmal.

Auch die Schweinehaltung diente nur reinen Erwerbszwecken. Dabei kam es schon vor 200 Jahren auf gute Schinken an. Man verstand sich zu



diesem Zweck auf eine besondere Mastart. Diese begann schon bei den Ferkeln. Zusätzlich zur Milch fütterte man sie mit gehackten und gekochten Kräutern des Feldes. Nach der Erntezeit verwendete man auch Kornschrot und vor allem gedämpfte Kartoffeln.

Bei der Geflügelhaltung spielten die Gänse eine besondere Rolle. Auf jeder Hufe wurden mehrere Zuchtgänse gehalten, die bis zu acht Jahre alt wurden. Anders war es bei den Gänserichen. Sie wurden nur drei bis vier Jahre gehalten, da sie mit zunehmendem Alter bösartig wurden und damit für die zahlreichen Kinder auf der Hufe eine Gefahr bedeuteten.

Bis zum Herbst wurden die jungen Gänse auf den Feldern geweidet. Die Wattenbeker Hufner hatten dafür einen gemeinsamen Gänsehirt. Im Herbst begann man mit der Gänsemast. Hafer und Buchweizen waren dafür die Mittel. Vorher hatte man die Gänse schon einige Male gerupft, die zarten Daunenfedern brachten gutes Geld und wurden natürlich im eigenen Haushalt auch gerne verwendet. Zwei Daunenbettdecken gehörten auch zur Aussteuer jeder Hufnertochter. Zur Weihnachtszeit ging man mit den geschlachteten und gerupften Gänsen zum Markt oder verkaufte sie bei den Kaufleuten in der Stadt im Austausch gegen Gebrauchsgüter, die im bäuerlichen Betrieb nicht erzeugt wurden.

Neben der Gänsezucht betrieb man auf jeder Hufe, aber auch bei Kättern und Insten eine intensive Hühnerzucht. Auch die Erzeugnisse aus dieser Sparte wurden regelmäßig auf den Märkten in Neumünster oder Kiel oder bei festen Kunden angeboten. Zum Erscheinungsbild der Hufe gehörten im Frühling und Sommer die Glucken mit ihren Küken, für Kinder unserer Zeit ein sehr seltenes Bild.

An Getreide bauten die Wattenbeker Hufner Roggen, Hafer, Buchweizen und Gerste an, auf den besseren Böden auch schon Weizen. Als man 1808 in Wattenbek mit dem Mergeln anfang, versuchte man auch den Rapsanbau, doch es blieb bei dem Versuch, die Bodenqualität reichte dafür nicht aus.

Kartoffeln wurden zunächst nur in Gärten ange-

baut. Auch hier wurde das Mergeln die Voraussetzung für den Feldanbau. Die Kartoffel war lange Zeit „verrufen“, weil man sie „allgemein als eine den Boden erschöpfende Frucht“ ansah.

Das Mergeln war für den Feldanbau sehr wichtig, doch erschöpfte sich seine Wirkung im Laufe der Jahre. Da aber die Viehhaltung immer intensiver betrieben wurde, fiel auch mehr Stalldung an. Dieser machte das Mergeln allmählich überflüssig. Diese Art von Düngung hat sich bis heute erhalten.

*Der Eigenbedarf* an selbsterzeugten Lebensmitteln auf einer Hufe hatte beträchtliche Ausmaße. An der nötigen Kost haben es die Hufner nie fehlen lassen, es wurde manchmal zuviel des Guten genossen. So hätte, nach Georg Hansen, „durch Einschränkung des Verbrauchs an Butter, Fett- und Fleischwaren der Reinertrag einer Hufe um jährlich fünfzig, ja sogar hundert Reichstaler erhöht werden können. Mancher Bauer klagte darüber, daß er des Gesindes wegen einen besseren Tisch hätte führen müssen, als es für ihn selber und seine Familie Bedürfnis gewesen wäre. Auch verwendeten die Leute, um sich den Genuß des Essens zu verlängern, auf das Essen eine übermäßige Zeit, zwischen jedem Mundvoll eine Pause machend, so daß sie den Anfang des Mahles schon fast verdauet haben, wenn sie noch mit dem Ende desselben beschäftigt sind“. So wurde manche Stunde, die für die Arbeit gedacht war, für das Essen verbraucht. Aber der Bauer, der darüber klagte, war bald als Geizhals verschrien und hatte so große Mühe, gute Arbeitskräfte zu bekommen und zu behalten.

Der Eigenbedarf einer Hufe hatte aber nicht „durch die Freßlust der Leute“ so große Ausmaße, sondern wegen der großen Personenzahl, die auf einer Hufe lebte und von ihr beinahe voll ernährt werden mußte. Man konnte damals von zehn Personen ausgehen, die auf der Hufe lebten: der Bauer und die Bäuerin, 4 Kinder im Durchschnitt, dabei zählte man 2 Kinder für 1 Erwachsenen, dann 2 Knechte, 2 Mägde, 1 Tagelöhner und 1 Viehjunge.

Für die eigene Brotbäckerei verbrauchte man große Mengen Roggen, für Mehlgerichte beinahe

den ganzen geernteten Buchweizen, viele Zentner Kartoffeln für Mensch und Tier, Gerste, Hafer und Erbsen für die Fütterung der Tiere. Dazu wurden große Fleischmengen verzehrt aus mindestens einem Stück Schlachtvieh, zwei fetten Schweinen und zahlreichem Geflügel. Die schwere körperliche Arbeit erforderte weiter große Mengen Butter und Schmalz, Milch, Eier, Gemüse und Obst. Große Unkosten entstanden im Winter auf den Hufen, die aufwendige Pferdehaltung betrieben. Für Arbeitszwecke wurden sie in dieser Jahreszeit nicht benötigt, aber für private Zwecke meinte man, sich mindestens ein „Staatsgespann“ halten zu müssen.

Neben diesen Lebenshaltungskosten entstanden regelmäßige Abgaben an Gemeinde, Amt und Staat, an Lohnkosten in bar und in Naturalien, außerdem die laufenden Kosten für die Handwerker. Ein großer Teil davon ging an den Dorfschmied für den Hufbeschlag an vier bis sechs Pferden.

Alle Geräte, die aus Holz zu verfertigen waren wie Harken, Schaufeln, Heugabeln und Besen wurden auf der Hufe von den Arbeitskräften selbst hergestellt. Die Naturalien für Knechte, Mägde und Tagelöhner bestanden aus Leinen für die Hemden, Wollstoff für Hosen, Jacken und Wolle für die Strümpfe.

Die gesamte Wäsche für alle Bediensteten wurde im allgemeinen auf der Hufe erledigt. Für Flickarbeiten hatte man eine „Katenfrau“, sie erhielt eine pauschale Lohnsumme im Jahre von jedem. Der Tagelöhner konnte seinen Lohn zusätzlich erhöhen bei dem Ernteeinsatz, beim Torfgraben und Holzfällen, beim Abholzen der Knicks, bei der Reinigung der Gräben und bei der Ausbesserung der Wege. Seine Frau wurde auch bei der Ernte eingesetzt oder bei der Vorbereitung von Familienfeiern und im Winter mit der Verarbeitung der auf der Hufe gewonnenen Wolle.

Zur Erntezeit waren die „*Monarchen*“ als billige Arbeitskräfte beschäftigt. Sie besorgten das Mähen und Binden bei der Heu- und Kornernte für wenig Geld. Diese Saisonarbeiter waren rechtlose Landarbeiter und wurden vielfach ausgenutzt. Sie lebten den größten Teil des Jahres in großer

Not. Betteln und Diebereien waren die natürliche Folge. Die Hufner fühlten sich nur so lange für sie verantwortlich, wie sie bei ihnen als Erntearbeiter beschäftigt waren. In späteren Zeiten nahmen sich Staat und Kirche dieser armen Menschen an. Das war, als um 1850 die Dreschmaschine erfunden wurde und die „*Monarchen*“ überflüssig wurden. Als die Mechanisierung weitere Fortschritte machte und der Kunstdünger die Bodenstruktur erheblich verbesserte, entwickelten sich neue Arbeitsformen in der Landwirtschaft. Die Zahl der Arbeitskräfte auf der Hufe verringerte sich, die Leute wanderten ab in die Stadt in der Hoffnung, dort in den sich entwickelnden Industriebetrieben neue Arbeit zu finden.

Neben den *Hufnern*, von denen hier hauptsächlich die Rede gewesen ist, bewohnten die *Kätner* und *Insten* das Dorf. Die Hufner bildeten den eigentlichen Bauernstand. Sie lebten in einem gewissen Wohlstand, der sich darstellte in stattlichen, gepflegten Häusern, geschmackvoller Wohnungseinrichtung, moderner Kleidung, besonders bei den Frauen, und in regem geselligen Leben. Dazu gehörte, wie schon an anderer Stelle geschrieben, die Kutsche mit zwei stattlichen Pferden. Bedrohlich, konnte die Lage für die Hufner werden bei Mißernten, niedrigen Preisen oder bei Viehseuchen. Wenn dann noch Kriege das Land überzogen wie der von 1618–1648 oder der Nordische Krieg 1700–1721 sowie die Franzosenzeit 1808–1814, wurden die Hufen ausgeplündert, und oft kam es vor, daß die Hufner ihre Höfe verließen, weil sie alles verloren hatten. So haben nach dem Buch von Grünewald und Paulsen „Die früheren Ämter Bordesholm, Kiel und Cronshagen“ die Wattenbeker Hufner im Dreißigjährigen Krieg einmal 51 Pferde, 57 Stück Vieh und insgesamt zehn Hufen abgeben müssen.

Alle diese kriegerischen Ereignisse in unserem Gebiet resultierten aus der Tatsache, daß Schleswig-Holstein damals zum dänischen Königreich gehörte. Neben den Hufnern bildeten die *Kätner* die zweite Klasse der Dorfbevölkerung. Zu ihnen gehörten vielfach auch die jüngeren Brüder des Hufners. Wenn sie nicht als Arbeiter auf dem Hof



Hofbild Gier 1928



Hofbild Schroedter 1927

blieben, dann bildeten sie sich zu Handwerkern aus und machten sich selbständig. So entstanden die Berufe des „Rademachers“, Tischlers oder Zimmermannes. Das Holz war ihr Material, davon war genug da, und am billigsten war es auch. Der Schmied war in jeder Dorfschaft ein unentbehrlicher Mann. Er bewohnte deshalb eine gemeindeeigene Kate. Schuster und Sattler gab es in Wattenbek erst im 19. Jahrhundert. Vorher waren die Insten zu den entsprechenden Arbeiten herangezogen worden.

Zu den Kättern gehörte auch der Altenteilbauer. Er hielt sich zwei bis drei Kühe, ein paar Schafe, einige Bienenvölker und das übliche Kleinvieh einer Hufe. An den Ernteerträgen der Hufe war der Altenteiler beteiligt. Ihm gehörte das, was auf der Fläche einer halben Tonne geerntet wurde. Das Altenteil gab den Empfängern die Möglichkeit, den Hof schon beizeiten an den Sohn abzugeben. Sie blieben auf dem Hof so lange beschäftigt, wie ihre Gesundheit es zuließ.

Die Kätner, welche kein Altenteil beanspruchen konnten, hatten im Alter nur ein kümmerliches Auskommen. Sie bildeten mit der Klasse der Insten die ärmste Schicht der Dorfbevölkerung.

Diese Insten waren die Knechte und Gelegenheitsarbeiter auf der Hufe. Die ganze Familie war gezwungen zu arbeiten, der Mann bei allen anfallenden Arbeiten auf der Hufe, die Frau mit allen Hilfsdiensten für die Bäuerin, die Kinder mit

Vieh- und Gänsehüten, zum Teil auch in der nahen und fernen Umgebung. Dafür erhielten sie freie Beköstigung und wurden im Herbst neu eingekleidet wieder nach Hause geschickt.

Da die Familien vor 100 und 200 Jahren im Durchschnitt vier bis sechs Kinder hatten, blieb der Instenfrau nicht viel Zeit für zusätzlichen Broterwerb.

Da die Insten zum Teil in keinem festen Arbeitsverhältnis standen, mußten sie alle Gelegenheiten ausnutzen, um ihre Familien ernähren zu können. Dazu gehörten Arbeiten in den königlichen Wäldern, bei Straßen- und Wegeunterhaltungsarbeiten, bei Entwässerungsarbeiten. Durch Verkauf von selbstgebundenen Strauchbesen und aus Heidekraut gefertigten Topfschrubbern, mit denen sie auf Märkte gingen oder von Haus zu Haus zogen, verbesserten die Insten ihr geringes Einkommen. Einige hielten sich Bienenvölker oder ein paar Schafe oder Ziegen und zogen Gänse auf. Die Kinder sammelten Beeren auf den zahlreichen unkultivierten Flächen.

„Die Wüste war der Acker der Armen“, so schrieb Georg Hansen.

Die Lage bei den Insten war manchmal sehr kümmerlich, so waren bei dem Elend vieler Familien Diebstähle und Betteleien, Mutlosigkeit und Trunksucht die natürliche Folge. Dabei nahm bei der hohen Kinderzahl der Instenstand laufend zu. Der Zuwachs kam aus den eigenen Reihen,

aber auch aus dem Gesinde, welches auf der Hufe arbeitete. Aufgrund der gesicherten Verhältnisse, in denen sie lebten, heirateten die Knechte und Mägde schon in recht jungen Jahren. Sie hatten aber keine Ersparnisse, und viele sahen sich später der Not und dem Elend, den Sorgen und Entbehrungen des Instenstandes gegenüber.

Glück hatten die Insten, welche zum festen Personal der Hufe gehörten. Dann stand ihnen ein Stück Land zum Anbau von Kartoffeln, Kohl und Rüben zur Verfügung. Die Hufe versah sie außerdem mit Buttermilch oder mit Molke für das eigene Schwein. Auf dem Moor durften sie Torf graben oder im Wald das Reisigholz sammeln. Der Hufner stellte ihnen für die Abfuhr ein Gespann zur Verfügung. Im übrigen fiel auf der Hufe auch noch manches andere wie Kleidung, Essen und Trinken für die Instenfamilie ab. Aber die allgemeine Not der Insten war groß und wurde immer größer. Die Dorfschaften waren gezwungen, *Armenhäuser* zu bauen, die Ämter mußten ihr Armenwesen ausbauen. Dieses Problem war alt und schon lange für die Dorfschaften und die Ämter ein lästiges Übel. 1768 wurde im Amt Bordesholm, also auch für Wattenbek, die Versorgung der Armen geregelt, hauptsächlich „zur Abstellung des überaus lästigen Bettelns“. Organisiert wurde dieses „Armenwesen“ nicht von den Dorfschaften, sondern zentral vom Amt. Zuständig für Entscheidungen waren ein Beamter des Amtes und der Bordesholmer Pastor. Der Bauernvogt hatte ein Verzeichnis der Armen anzulegen, welches durch eine Bescheinigung anderer angesehener Hufner bestätigt wurde. Das Armenwesen bestand zur Hauptsache in der Versorgung der Dorfschaften mit Armenhäusern.

Mit Wirkung vom 1. 5. 1839 wurde durch die königliche Regierung in Gottorf eine neue Armenversorgung eingeführt, nach der jetzt jede Dorfschaft mit der Regelung beauftragt wurde. Bei jedem Kirchspiel – Wattenbek gehörte damals zur Klosterkirche – wurde eine Armenkasse eingerichtet. Aus dieser wurden aber nicht nur die Ärmsten des Dorfes versorgt, sondern sie mußte auch die Kosten tragen für „Taubstumme, Gei-

stesranke und Blödsinnige“. Auch die Arzneikosten wurden daraus bestritten.

Die Bedürftigen erhielten wöchentlich eine kleine finanzielle Unterstützung. Für „fremde Notleidende und reisende Handwerksburschen“ konnte der Pastor außerdem einen „Zehrpfeffig“ ausgeben. Verwaiste Kinder oder solche, die man den Eltern weggenommen hatte, erhielten Pflegeeltern, die sich um die Aufnahme dieser Kinder bewarben. Sie erhielten dafür aus der Armenkasse ein bestimmtes Kostgeld. Es wurde streng über die Behandlung der Kinder durch ihre Pflegeeltern gewacht. Unter anderem hatte auch der Schullehrer regelmäßig über solche Kinder einen Bericht abzugeben.

Die Kosten für die Armenhäuser trugen die Hufner. Sie waren auch für die Einrichtung und Unterhaltung verantwortlich, es gab dafür lediglich einen kleinen Zuschuß aus der Armenkasse.

Wattenbek hatte vor etwa 250 Jahren zehn Hufner. Das blieb zumindest bis zum Jahre 1867 so. Da wurde Schleswig-Holstein preußisch.

### Die Namen der Hufner aus dem Jahre

1766:	1776:
Hinrich Barg	Max Barg
Jochim Hamann	Hinrich Delfs
Jochim Osbahr	Jochim Osbahr
Carsten Reese	Claus Reese
Claus Reese	Hans Reese
Hans Reese	Carsten Reese
Detlef Röpcke	Hinrich Reese
Jürgen Selck	Hinrich Röpcke
Detlef Surn	Detlef Suhren
Hans Tönsfeld	Claus Wendt
1800:	1825:
Claus Barg	Hans Hinr. Kreuzfeld
Jochim Osbar	Hinrich Osbar
Hinrich Plambeck	Hans Reese
Hans Reese	Hinrich Reese
Hinr. Reese sen.	Paul Hinr. Reese
Hinr. Reese jun.	Hans Detlef Repenning
Paul Reese	Joachim Hinr. Rixen
Jochim Rixen	Wilhelm Schroedter
Hans Detlef Repenning	Hans Jürgen Selck
Hans Jürgen Selck	Claus Stegelmann

1850:

Johann Gabriel  
Jürgen Hinr. Gier  
Hans Hameister  
Hans Hinr. Huß  
Hans Carsten Reese  
Jürgen Hinr. Repenning  
Joachim Hinr. Rixen  
Franz Zumbert Schroedter  
Jürgen Hinr. Selck  
Jürgen Chr. Stegelmann

Wenn man die Verbindung zur Jetztzeit herstellt, so ergibt sich folgende Feststellung:

Die ältesten Höfe in Wattenbek sind in der Reihenfolge ihres Alters die der Familien Rixen, Schroedter und Gabriel.

Der Hof Gier bestand bis 1982, er ging dann in den Besitz von Jochen Plagmann über. Eine natürliche Nachfolge war nicht mehr gegeben, da beide Söhne des Ehepaares Gier nicht aus dem Krieg zurückkehrten.

Der Hof Hameister bestand bis 1906. Er ging dann in den Besitz des späteren und langjährigen Bürgermeisters Wilhelm Stabe über. Dessen Tochter heiratete Karl Martens. Er übergab dann den Hof an seinen Schwiegersohn Rudi Kühl. Nach seinem frühen Tod wurde der Betrieb aufgelöst.

Die Nachfolge des Hofes von Hans Hinrich Huß konnte nicht festgestellt werden. Vielleicht ist er einer der Höfe, welcher Ende des 20. Jahrhunderts aufgeteilt worden ist. So wurde auch der Hof von Hans Carsten Reese zur gleichen Zeit aufgeteilt auf andere Betriebe.

Der Hof von Jürgen Hinrich Repenning ging im Jahre 1897 in den Besitz von Familie Wulff über. So ist es heute noch.

Die Hofstelle von Jürgen Hinrich Selck ging nach mehrmaligem Besitzerwechsel – Karl Hinrich Lamp und Johann Christian Dettmann – im Jahre 1934 in den Besitz von Willi Blöcker über. Im Jahre 1966 wurde dieser Betrieb aufgegeben.

Einen mehrfachen Wechsel gab es bei dem Hof von Jürgen Christian Stegelmann. 1875 übernahm ihn die Familie Mordhorst, 1883 Wilhelm Anker, 1902 Hinrich Ehlers, 1912 Ingwersen-Schöning, und 1917 erwarb ihn Alfred Techow. Die Familie ist jetzt in dritter Generation hier ansässig.

Die Familie Sauerberg wird als Kätnerfamilie bereits 1850 erwähnt, aber schon um 1810 war in Wattenbek ein Schullehrer Andreas Sauerberg tätig. Er war gleichzeitig Schmied. Die Werkstatt befand sich auf dem jetzigen Grundstück Sauerberg direkt am Bek. Die Familie Sauerberg gehört also zu den ältesten Familien Wattenbeks.

Die Bauernstelle Doose entstand 1913, als Martin Gosau hier seine Siedlung am Rande der Negenharrier Feldmark errichtete. Seit 1919 ist dort Familie Doose ansässig.

Im Jahre 1905 übernahm Johann Kröger die Schmiede und verlegte sie 1907 auf das Grundstück an der jetzigen Wilhelm-Stabe-Straße. 1919 folgte ihm sein Schwiegersohn August Steen, der sie dann 1952 an seinen Sohn Ernst Steen übergab. Dieser gab die Schmiede 1985 auf.

Aus der hier kurz geschilderten Entwicklung der Landwirtschaft in Wattenbek ist der umfassende Strukturwandel des Dorfes zu erkennen. Während vor 100 Jahren beinahe 100 Prozent der Beschäftigten in der Landwirtschaft und den damit verbundenen Handwerksbetrieben tätig waren, sind es heute nur noch etwa ein Prozent. Wattenbek ist kein Bauerndorf mehr, sondern eine große, moderne Wohngemeinde für besonders viele junge Familien und eine vielschichtige Einwohnerschaft.

Der alte Dorfkern an der Dorfstraße wird aber immer ein besonderes Glied in der langen Entwicklung des Dorfes bleiben und schon wegen seiner separaten Lage im gesamten bebauten Wohngebiet eine lebendige Verbindung zur Vergangenheit darstellen.